

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 6

Rubrik: Filmbeschreibungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ben klein angefangen und sind im Kleinen groß geworden, wir wollen nicht Parvenüs werden, wie es leider scheint, sondern wir wollen im Wohlstand nicht vergessen, daß wir im Kleinen wurzeln, daß der kleine Mann unsere stärkste Stütze ist.

Das ist nur ein Ausschnitt, ein Teil der nachdenklichen Gedanken eines objektiven Beobachters. Noch an manchen Stellen kann und muß der Hebel angelegt werden. Aber was nützen Worte, nur Taten bringen uns weiter!



Allgemeine Rundschau.



Schweiz.

— **Moiissi in Zürich.** Der großen Schar der Verehrer Moissis ist Heil widerfahren: Moissi hat sich dem Film-Regisseur zur Verfügung gestellt, und Hans Heinz Emers hat ein phantastisches Abenteuer in 4 Akten für ihn geschaffen. Der Film wird zurzeit im Kinematographentheater Zürcherhof gezeigt, und dem Besuch nach zu schließen, hat Moissi auch hier eine große Zahl von bewundernd und bewegt zu ihm ausblickenden Verehrerinnen. „Die Brandis Augen“ nennt sich das Bild, in dem Moissi alles, die andern Mitspielenden sowohl die Handlung und die Szenerie nichts bedeuten, wenigstens nach der Ansicht des Regisseurs. Siegreich an der Spitze des ganzen Bildes schreiten aber die Naturschönheiten unter italienischem Himmel, wo der Film gebaut wurde, und die tragische Geste, die packendste Mimik und die einstudierteste Pose Moissis kommen doch eben erst in zweiter Linie, da die Staffage frei von Kunst, Routine und Effekthascherei in ihrer unverfälschten Schönheit wirkt. Wie Moissi lacht, in Verzweiflung gerät, wie er auf Berge klettert, schwachtet, im Ruderboot liegt, die Treppe hinauf- und heruntersteigt, sich die Haare rauft und an der Mauer lehnt, das wird alles in allen Details gezeigt. Und besonders, wie er küßt, bald diese, bald jene, immer aber mit Feuer, Schwung und Leidenschaft. Und man sieht es den Mitspielenden an, daß sie diese Szenen mit Moissi turmhoch einzuschätzen wissen und glücklich sind, mit einem Moissischen Kuß verfilmt worden zu sein. „Ein romantisches Filmdrama“ nennt der Verfasser seinen Vierakter; bei der Verworrenheit der mystischen Handlung dürfte es keinem Besucher leicht sein, eine prägnante Inhaltshaltungsangabe des Filmstreifens zu geben. Doch ist ja das schließlich bei einem solchen Film Nebensache; er will lediglich einer Person und nicht einer Idee dienen. M. Z. Z.

— **Bundesgericht und Kino.** Die staatsrechtliche Abteilung des Bundesgerichtes hatte sich in ihrer letzten Sitzung mit zwei Begehren betreffend den Betrieb von Kinematographen zu beschäftigen, indem im Kanton Zug der Betrieb dieser Unternehmungen zwecks Unterstellung unter das Hausiergesetz verboten und im Kanton Waadt derselbe auf drei Vorstellungen in der Woche eingeschränkt worden war. Beide Verbote sind vom Bundesgericht wegen unzulässiger Verletzung der Garantie der Gewerbe-

freiheit aufgehoben worden. Auf einen weiteren Beschwerdepunkt der Lausanner Kinematographenbesitzer, der sich auf das Verbot von Filmen jeglichen militärischen Charakters und solchen, die zu irgendwelchen Manifestationen Anlaß geben könnten, bezog, ist das Bundesgericht nicht eingetreten.

Deutschland.

— **Ein bemerkenswertes Urteil.** Das Oberverwaltungsgericht in Berlin hat das Recht auf Einführung einer Lustbarkeitssteuerverordnung durch die Gemeinden bestritten mit folgender Begründung: Die Gemeinden seien nicht befugt, in einer Lustbarkeitssteuerverordnung eine Verpflichtung zur Ausgabe von Eintrittskarten einzuführen. Zwar hätten sie das Recht, in die Steuerordnung Kontrollmaßregeln aufzunehmen. Jene Vorschrift gehe aber darüber hinaus. Habe aber die Bestimmung des Paragraph 5 keine Gültigkeit, so fehle der ganzen Steuerverordnung eine wesentliche Grundlage. Nach der fraglichen Steuerordnung solle überall, wo Eintrittsgeld erhoben wird, eine Kartensteuer erhoben werden; in den andern Fällen eine Raumsteuer, das heißt eine Steuer nach der Größe des Veranstaltungsraumes. Fülle nun die ungültige Bestimmung des Paragraph 5 weg, so wäre die Steuerordnung widerspruchsvoll, denn dann wären nach ihr steuerfrei die Veranstaltungen, wo zwar ein Eintrittsgeld erhoben werde, aber keine Eintrittskarten ausgegeben würden. Deshalb sei wegen der Ungültigkeit des Paragraph 5 die ganze Steuerordnung vom 25. März 1913 ungültig. Inzwischen ist — nach Erlass des Urteils des Bezirksausschusses — die Steuerordnung geändert worden. Das kommt aber für die Fälle, wo eine unzulässige Heranziehung zur Lustbarkeitssteuer auf Grund der ungültig erklärten Steuerordnung erfolgt ist, nicht in Betracht. Diese Heranziehung bleibt unzulässig.

Schweden.

— **Die schwedische Regierung** tritt den Beeinflussungsversuchen, denen das Publikum von gewisser Seite durch Darbietung sensationell gefärbter Kriegsfilms ausgesetzt ist, entgegen. Der Zensurbehörde wurden militärische und maritime Sachverständige beigegeben, die darüber zu wachen haben, daß keine Aufnahmen vorgeführt werden, die im jetzigen Augenblick die militärischen Interessen des Landes schädigen könnten.



Filmbeschreibungen.



Der große Diamant.

Großer Detektivfilm in 3 Akten

(Monopol für die Schweiz: G. Burstein, St. Gallen.)

Das Gaunerpaar Georg Manns und Hanni Hannig hat in Erfahrung gebracht, daß die Herzogin von Oldenburg einen Schmuck mit einem großen Diamanten im Werte von 750,000 Mark im Museum ausgestellt hat. Sie

beschließen, das Wertobjekt in ihren Besitz zu bekommen. In der Verkleidung als Haushofmeister der Herzogin und ihres Dieners gehen sie mit einem gefälschten Brief der Herzogin zum Museumdirektor, der ihnen auf Grund dieses Briefes den Schmuck aushändigt. Aber der Detektiv Bill Burns, der schon immer Verdacht hatte, daß der wertvolle Schmuck Verbrecher anlocken könnte, hat die Bewachung übernommen und auch das Dienerpaa vorfichtshalber mit seinem Apparat photographiert. In der Vergrößerung erkennt er, daß der Diener eine verkleidete Frau ist. Sowie der Diebstahl herauskommt, begibt er sich auf die Verfolgung. Aber auch die Gauner haben bemerkt, daß sie von Bill beobachtet worden waren. Sie beschließen schnelle Flucht über den Ozean. Um sich der Verfolgung zu entziehen, kleidet sich Hanni Hannig wieder in ihre Frauenkleider und wird in einem Reiseforb auf das Schiff gebracht. Die beiden Verbrecher wähnen sich bereits in Sicherheit und freuen sich im Anblick des gestohlenen Schmuckes, den sie in einer ledernen Handtasche verwahren. Da erscheint Bill, der ihre Spur gefunden hat, auf dem Schiff, gibt sich dem Verbrecher als Detektiv zu erkennen und fordert die Herausgabe des Schmuckes. Georg Manns führt ihn in die Kabine und läßt Bill den Reiseforb öffnen. Seine Komplizin wartet verborgen den günstigen Augenblick ab, um über Bill eine Decke zu werfen und ihm mit einem betäubenden Gas die Besinnung zu rauben. Es gelingt, Bill wird seiner Kleider beraubt, die nun Hanni anzieht, um unerkannt am Kapitän vorbeizugehen. Bill wird in den Strohforb gesperrt. Die Verbrecher aber entfliehen von dem Dampfer in die Stadt und steigen dort in einem vornehmen Hotel ab. Die Ledertasche mit dem Schmuck verschließen sie im Schrank des Zimmers. Unterdessen ist Bill aus seiner Ohnmacht erwacht und versucht vergeblich, den Koffer zu öffnen und sich zu befreien. Da entdeckt er sein Feuerzeug. Er zündet es an und brennt den Deckel des Strohforges damit durch. In der Tasche des Schlafrockes der Diebin findet er die Adresse eines Edelsteinhändlers. Wieder in der Stadt, begibt er sich nach jener Straße, mietet gegenüber dem Haus des Händlers ein Zimmer und beobachtet von hier aus durch Spiegelung die sich kreuzenden Straßen. Georg begibt sich aus dem Hotel zu dem Edelsteinhändler, um ihm den Schmuck zum Kauf anzubieten. Vorsichtshalber läßt er diesen im Zimmerschrank zurück unter der Bewachung Hannis. Sie aber, von Furcht für Georg erfüllt, folgt ihm und kommt gerade recht, um Bill mit Kriminalbeamten in das Haus des Edelsteinhändlers treten zu sehen und die Abführung Georgs ins Gefängnis zu beobachten. Es gelingt ihr, Georg nachts aus dem Gefängnis zu befreien und mit ihm mit dem Auto zu entfliehen. Doch plötzlich entdecken sie, daß sie in der Aufregung die Ledertasche mit dem Schmuck im Schrank des Hotels vergessen haben. Sie müssen also zurück, ihn zu holen. Dort jedoch erreicht sie der Arm der Gerechtigkeit. Bill hat den Ausbruch des Diebes aus dem Gefängnis entdeckt und im Hotel den Schmuck gefunden. Er vermutet ganz richtig, daß die Verbrecher den Schmuck nicht im Stich lassen wollen und zurückkehren werden, um ihn zu holen. Dabei gelingt es Bill, sie zu fassen und dem Richter zu überliefern.

Vottekens Feldzug.

Volkstück von Walter Turszinsky und Robert Wiene in 3 Akten.

1. Akt. Gottlieb Krause fährt „große und kleine Fuhrer“, und Lotte, sein treues Pferdchen, zieht mit unermüdlichem Pflichteifer den Wagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Zwischen Krause und seinem Votteken besteht aber auch ein sehr herzliches Verhältnis. Für den Krause gibt es nichts auf der Welt, als sein altes, treues Votteken, und auch Lotte hängt an ihrem Herrn, wie nur ein Pferd an einem Menschen hängen kann. Abends, wenn beide müde von der Tour heimkommen, wird zuallererst das Pferd versorgt, zuerst bekommt Votteken sorgfältig zu fressen und zu saufen. Und erst, wenn es dem Tier an nichts mehr fehlt, beginnt Krause an sich selbst zu denken. Frau Bennicke, Krauses rundliche, hübsche Wirtin, sieht mit mißtrauischen Blicken auf das innige Verhältnis von Krause zu seinem Pferd. Sie hat selbst ein Auge auf ihren stattlichen Vermieter geworfen und versucht, sich dadurch bei ihm einzuschmeicheln, daß sie ihm alles so nett und gemüthlich wie möglich einrichtet. Aber Krause hat weder Sinn für ihre Gemüthlichkeit, noch hat er Augen für die mollige Frau. Am liebsten sitzt er im Stall und teilt sein frugales Abendbrot mit seinem Votteken. Votteken ist auch ein ideales Pferd. Nur einen einzigen Fehler hat Lotte. Sie ist zu musikalisch. Sobald Musik in ihr Ohr tönt, ist sie nicht mehr zu halten. Wohl geschehen dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten, und Krause erhält mehr als ein Strafmandat. Aber er meint philosophisch: „Da ist nichts zu machen. Wenn sie eben Musik hört, geht sie los!“ Aber seine Neigung zu Votteken läßt sich dadurch nicht trüben. Der schlimme Krieg macht aber auch diesem Idyll ein jähes Ende. Votteken muß mit. Auch sie hat Pflichten gegen das Vaterland. Votteken bekommt die Einberufungsorder. Die letzte Nacht verbringt Krause im Stall. Am Morgen aber, als es Zeit ist, da striegelt und putzt er sein altes, gutes Pferd, richtet es her, so schön es geht, und nimmt Abschied von dem alten, treuen Kameraden, Tränen in den Augen. „Votteken, mach mir Ehre“, ruft er ihr nach. Und es ist ihm, als ob ihm auch Votteken zum Abschied zugewinkt hätte.

2. Akt. Nach Vottekens Abschied ist Krause ganz einsam geworden. Ganze Tage verbringt er in dem leeren Stall. Essen, Trinken und Rauchen will ihm nicht mehr so schmecken. Und Frau Brennick muß mitansehen, wie er vor Sehnsucht nach seinem Pferd immer mehr herunterkommt und melancholisch wird. Da nimmt sie sich der Sache energisch an. Mit Gewalt faßt sie ihn aus dem verlassenen Stall und führt ihn in ihre gute Stube, wo sie ihm Kaffee und Kuchen vorsetzt. Ganz apathisch beginnt er zu essen; plötzlich aber stockt er, seine Augen weiten sich und treten ihm aus den Höhlen. Er hat etwas entdeckt; auf der Kaffeetafel steht groß und breit: Lotte. „Ja, wer ist denn det?“ schreit er voll Entzücken. „Als wie ick“, sagt verzehmt verwitwete Frau Lotte Brennick. Nun beginnt sofort sein Interesse zu erwachen. Er sieht zum ersten mal, daß seine Wirtin eine sehr hübsche Frau ist, und er findet, daß die neue Lotte auch nicht zu verachten sei. Am nächsten

Sonntag ladet er sie höflich zu einem Ausflug ein, und als sie abends heimkehren, raubt er ihr sogar ein Küßchen. Krause und die neue Votte haben sich gefunden. In dieser Nacht aber hatte Krause einen furchtbaren Traum. Das alte Votteken erscheint ihm und fragt ihn mit kummervoller Miene, warum er ihr untreu geworden ist. Da sieht er das Schlachtfeld draußen, wie Votte ihre Pflichten gegen das Vaterland erfüllt, und wie ihre musikalische Veranlagung ihr zum Verderben wird. Friedlich stehen die Batteriepferde im Unterstand, da ertönen die melodischen Töne des Hornisten an Vottes Ohr. Da ist es um sie geschehen. Sie geht los. Sie ist nicht zu halten, und geradewegs in das feindliche Feuer hinein stürmt sie. Am Abend findet man das treue Tier tot. Der Offizier vergießt eine Träne und legt den wohlverdienten Vorbeerfranz nieder auf das heldenhafte Pferd.

3. Akt. Am andern Morgen steht Krause nicht aus dem Bett auf. Er glaubt fest, daß seinem Pferd ein Unglück zugestoßen ist, und will weder von der hübschen Frau Wirtin noch sonst von irgend etwas wissen. „Ich stehe überhaupt nicht wieder auf“, erklärte er resigniert. Nun aber wird es Frau Brennick zu bunt. Sie will nicht all ihre Hoffnungen in Dunst aufgegangen sehen. Resolut geht sie direkt ins Kriegsministerium, um sich nach Vottekens Verbleib zu erkundigen. Dort aber hört sie eine überraschende Kunde: Votteken ist überhaupt gar nicht fortgewesen. Votteken lebt und ist gesund. Votteken ist untauglich und soll am nächsten Tage nach Hause kommen. Am andern Tag befränzt Frau Brennick heimlich den Stall. „Herzlich willkommen!“ prangt über der Tür. Und Votteken hält wiederum Einzug in ihr altes Heim. Glückselig umarmt nun Krause sein wiedergefundenes Pferd. „Aber die andere Votte ist auch nicht zu verachten“, meint er. An seinem Herzen ist noch für zwei Votte Platz. Und an einem schönen Tag veranstaltet er privatim mit Frau und Pferd seinen eigenen Einzug durch das Brandenburger Tor.

Das eiserne und das Rote Kreuz.

Ein Drama aus der eisernen Zeit.

Die Ereignisse des Jahres 1914 werden dereinst mit flammender Schrift in den Büchern der Weltgeschichte zu lesen sein. Für Deutschlands Ehre färbt das Herzblut der Besten so heiß wie treu den Boden der Feinde. Auch Else, die Tochter des Obersten a. D. von Wenzel, verlor bereits durch den Krieg den Mann, den sie über alles liebte. Eine Franzosenkugel streckte ihr Glück in den Sand. Hören wir die kurze Liebesgeschichte des jungen Mädchens. Frühzeitig hatte Else ihre Mutter verloren. Unter der Obhut des Vaters war sie zur lieblichen Jungfrau emporgewachsen. Der Oberst a. D. liebte sein Kind, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann, und Else war in allen Dingen dem Vater gehorham, fühlte sie doch stets, daß er nur ihr Bestes wollte. Der Oberst hatte einen Neffen, Ernst, den er ebenfalls väterlich liebt. Die Idee, aus Ernst und Else dereinst ein Paar zu machen, war im Laufe der Jahre zu seinem Herzenswunsch ausgereift. Ernst ist Offizier von großer Begabung und hervorragenden Tugenden. Der Oberst, der durch und durch Soldat ist, würde es übrigens nie und nimmer zugeben, daß seine Tochter von einem Nichtmili-

tär zum Traualter geführt würde. Er denkt auch gar nicht im entferntesten an die Möglichkeit, daß Else, wenn es einst soweit ist, seinem Wunsch Widerstand entgegensetzen könnte. Noch vor Ausbruch des Krieges lernten Vater und Tochter einen charmanten und sympathischen Menschen kennen, den Dr. phil. Kramer. Und bald glühten zwei Herzen für einander in heißer Liebe. Eines Tages kehrt der Oberst heim. Im Vorgarten seines Hauses befindet sich Dr. Kramer. Else blickt zum Fenster heraus, eine lustige Unterhaltung ist im vollen Gange. Der Oberst verbietet an Ort und Stelle energisch aber höflich derlei Zusammenkünfte und Kramer zieht sich betroffen zurück. Else hatte gleichfalls bittere Worte aus dem Munde ihres Vaters anzuhören, die ihr alle Hoffnung raubten, an Kramers Seite je glücklich werden zu dürfen. Und plötzlich ist der August 1914 da, und mit ihm die Mobilisierung. Begeistert eilen die Männer zur Fahne. Auch der Oberst hat eine Einbrufung in Händen. Er erachtet nun die Stunde für gekommen, Ernst und Else fürs Leben zusammenzuführen; es ist ihm bekannt, daß Ernst sein Kind liebt. Er wendet sich an Else und fragt, ob sie einwillige, Ernst, der auch ins Feld müsse, zum Abschied zu empfangen und gleichzeitig dessen Werbung zum Ehebunde anzunehmen. Und Else, in Verzweiflung um Kramers Schicksal, der gleichfalls als Unteroffizier einrücken muß, sagt: „Ja, Vater, ich will Ernst empfangen.“ Der Oberst ist überglücklich und telegraphiert dies an Ernst. Nun sieht er seinen Lebenswunsch erfüllt und beruhigt kann er dem Tode fürs Vaterland ins Auge sehen. Ernst kommt, in Feldgrau präsentiert er sich Else und diese weist seine Bewerbung ab. . . . „Das Herz Elsens ist nicht mehr frei“, meldet Ernst bestürzt dem Dunkel und wehen Herzens zieht er ins Feld. Der Oberst wütet, und als ihm Else gesteht, daß sie Dr. Kramer liebt, weist er sein Kind aus dem Hause, seine Tochter sei sie gewesen. Er eilt wenige Stunden später zu seinem Regiment, um seiner Soldatenpflicht zu genügen. In einem kleinen Städtchen, nahe der französischen Grenze, finden wir Oberst von Wenzel wieder; in dem Hause eines Pastors ist er mit seinem Stabe einquartiert. Der Dienst des Krieges ist hart; die Vorhut des Feindes naht, es heißt auf der Hut sein. Die Stunden des Schlafes sind dem Krieger oft farg zugemessen. Müde streckt sich der Oberst in Uniform auf das Sofa, doch bald schreckt er aus dem Schlummer auf, er sah im Traume, wie er daheim seinem Kinde die Tür wies, und etwas wie Reue malte sich in seinen Zügen. Bei einem Angriff von seiten der Franzosen auf das Städtchen blieben die Deutschen Sieger, viele Gefangene werden gemacht. Ein Teil derselben wird in der Kirche untergebracht. Bei diesem Gefecht hat sich Dr. Kramer ganz hervorragend betätigt, er kundschaftete unter Gefahr für sein Leben die feindlichen Stellungen aus, und mit einer Kugel in der Brust brachte er noch rechtzeitig Meldung. Dr. Kramer wird ins Lazarett gebracht und hier findet ein unerwartetes Wiedersehen statt. Else, als Krankenschwester, war unbemerkt dem Vater gefolgt und nun trifft sie mit Dr. Kramer zusammen, um ihm in seinen letzten Stunden zur Seite zu sein. Dr. Kramer fühlt sein Ende nahe, es ist sein letzter Wunsch, mit Else noch getraut zu werden. Else begibt sich schleunigst ins Quartier ihres Vaters. Dieser ist aufs höchste überrascht, sein Kind als Krankenschwester zu se-

hen, doch freut es ihn; er wußte, daß sein Kind seine Kräfte dem bedrohten Vaterland weihen wird. Voll Rührung küßt er Else und fragt nach dem Grund ihres Kommens. Und Else erzählt von Kramers schwerer Verletzung, von seiner Heldentat und seinen letzten Wunsche. Das Herz des Vaters wird weich, er ruft den Pfarrer. Und fort in die Kirche geht es, und inmitten der gefangenen Franzosen wird das Paar schnellig getraut. Ins Lazarett zurückgebracht, sieht Dr. Kramer mit Fassung seinem Ende entgegen. Die Fittiche des Todesengels rauschen bereits über Kramers Haupt, da erscheint ein Ordmanz-Offizier und

Oberst von Menzel ist so glücklich, seinem Schwiegersohne das Eisene Kreuz auf die sterbende Brust legen zu können. Ein Dankesblick für den Oberst, ein Abschiedsblick für Else, und Dr. Kramer schließt seine Augen auf ewig. Und so endete des Liebesglück von Frau Dr. Kramer geborene von Menzel.



In seinen grauen Augen lohte es wie heiße Bewunderung auf, dann aber senkte er schnell die Lider über die verräterischen Augen.

Jugvelde stellte den Engländer vor, und die Baronin schob sogleich wie ein Pfeil auf ihn zu und bemächtigte sich seiner beiden Hände.

„Wie sollen wir Ihnen nur danken, mein Herr“, rief sie pathetisch, „ich und mein Sohn. Roman kommt doch mal her und danke Mister Jllings, daß er uns unsern holden Liebling wiederbrachte. Sie glauben gar nicht, mein Herr“, fuhr sie, ihr feines Spizentuch gegen die Augen pressend, fort, „wie unser Herz an diesem geliebten, süßen Kinde hängt. Sie zu verlieren, bedeutet für uns das Aufhören des Lebens. Sie ist leider nur sehr nervös, unsere arme Kleine und sehr von ihrer augenblicklichen Stimmung abhängig, ein Erbteil ihres unglücklichen Vaters. Jetzt schläft unser Liebling, Gott sei Lob und Dank, süß und fest. Ich habe sie in der Obhut der Wärterin gelassen, weil der Arzt absolute Ruhe für sie verlangt.“

„Mister Jllings blickte mit finster gefalteter Stirn auf die Frau, deren Redeschwall über ihn hinbrauste, als wollte er ihn ersticken.“

Romans farge Dankesworte, die sich nur widerwillig über seine Lippen zu drängen schienen, beantwortete Jllings durch eine knappe Verbeugung.

Magna Skaare, die bisher abseits gestanden, kam jetzt neugierig näher. Ein halb kokettes, halb verjüngtes Lächeln um den hohen Mund und in den blaugrünen Augen ein Glitzern und Flimmern. Ein blaßgraues Band schlang sich durch ihr goldenes, frei herabwallendes, gelocktes Haar, und um die schlanken Glieder floß weich und schmiegsam ein blaßblaues, durchsichtiges Gewand, wie ein blauer Traum hernieder.

„Wie sündhaft schön ist dieses Kind“, dachte der Engländer, und der finstere Zug auf seinem Antlitz vertiefte sich noch, als er sich gemessen vor dem Mädchen verneigte.

Magna aber sagte, holdselig lächelnd:

„Genau so böse sahen Sie mich auf dem Schiffe an, wenn ich vergnügt plauderte und lachte und ich mußte dann immer denken: Der Mann ist wohl nie froh gewesen. Ist es nicht so, Mister Jllings?“

Sie sah herausfordernd in sein ernstes Gesicht.

„Nie froh gewesen“, murmelte er dann vor sich hin, „nie froh.“

Und seiner ganzen Gestalt einen Ruck gebend, entgegnete er mit einem halben Lächeln um den Mund, das etwas von Mitleid hatte:

„Vielleicht erinnerten Sie mich, ohne daß ich mir klar darüber war, an jemand, der mir einst sehr weh getan. Sie sollen aber in Zukunft mit mir zufrieden sein. Ich werde mich bessern und Ihnen nie wieder böse Augen machen.“

Magna klatschte vergnügt in die Hände.

„Also Friede zwischen uns, Mister Jllings?“

„Friede“, bejahte er lächelnd, aber der finstere, grübelnde Zug wollte nicht aus seinem Antlitz weichen, und in seinen Augen stand es wie ein feindliches Drohen.

Man setzte sich zu Tisch.

Jugvelde hatte den Engländer an ihrer Seite, neben Jllings saß die Baronin. Roman war zwischen Jugvelde und Magna platziert, während Rosmussen seinen Platz zur Seite Magnas und der Baronin gefunden hatte.

Man sprach viel und angeregt, aber der Inspektor hatte die Empfindung, als lauere hinter den gleißenden Schön-

redereien ein verborgenes, unheimliches Etwas, das er nicht ergründen konnte.

Ein wildes, fast schmerzlich zuckendes Gefühl machte plötzlich sein Herz schneller schlagen. Er sah, wie die kalte, hart abwehrende Jugvelde unter den herrischen Blicken des Engländers errötete, wie sie halb erschreckt, halb sinnend den hellen, kühlen Blick ihrer Augen von dem Fremden abwandte, der sie mit so eindringlichem Forchten anschaute.

Was war das zwischen den Beiden, die sich doch heute augenscheinlich zum erstenmal sahen?

Eine heiße Angst kroch plötzlich in Harald Rosmussens Herz empor und machte seine Pulse klopfen.

Fast flehend sah er zu Jugvelde hinüber.

Da traf ihn ein kühler Blick aus den grauen Augen, etwas Fremdes, Eises wehte zu ihm herüber und bannte mit einem Schlage das heiß in ihm aufsteigende Gefühl.

„Sie müssen uns etwas aus Indien erzählen, lieber Mister Jllings“, rief die Baronin mit Emphase. „Sie glauben nicht, wie ich Indien liebe, es ist eigentlich das einzige Land, das ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, aber eine Sehnsucht danach lebt in uns, eine Sehnsucht.“

„Das ist wohl das Land, wo, wie ein deutscher Dichter singt, die Totosblumen des Nachts ihr trautes Schwesterlein im Mondenschein erwarten?“ lachte Magna silberhell auf. Erzählen Sie, Mr. Jllings, aus den märchentiefen Nächten am Ufer des Ganges.“

Der Engländer lächelte bitter.

„Wir sind keine Totosblumen dort begegnet, meine Damen“, sagte er rau. „Ich kam als halber Knabe in das fremde Land, ohne Mittel, ohne Hand, die mich führte. Da bannte mich in den stillen Nächten nicht die schwüle Blütenpracht mit all ihrem Duft und Schimmer, sondern etwas anderes, das fern, ach, so fern mit entrückt war, mein altes Vaterhaus, das mir ewig verschlossen sein sollte und nur noch im Traum mein war. Und ich arbeitete, bis ich totmüde umfiel, um nichts mehr denken zu müssen, um all den Groll und Haß vergessen zu können, der mich hinausgetrieben hatte in die Ferne.“

„Wie interessant“, kispelte die Baronin.

„Verzeihung, daß ich mich so gehen ließ“, bat der Engländer mit einer leichten Verneigung zu Jugvelde, die Halle hier weckte eine leise Erinnerung an mein Vaterhaus, und ich sagte mehr als ich sagen sollte.“

„Sie haben die Heimat freiwillig verlassen?“

„Ja, weil ich mich nicht knechten lassen wollte, weil man dort etwas mir Heiliges in den Staub trat. Können Sie verstehen, daß man in einem solchen Augenblick alles von sich wirft?“

„Nein“, gab das stolze Mädchen hart zurück. „Wir hier im Norden kennen nur ein Gesetz, dem wir uns fügen. Es ist das Gebot, welches der Wille der Eltern diktiert. Mag er gut oder schlecht sein, wir gehorchen.“

Der Engländer lachte leise, voll Bitternis auf.

Rosmussen aber sagte, die blauen Augen fast zornig auf die Herrin des Ramshofes gerichtet:

„Das wäre ja sehr bequem und alle Selbstverantwortlichkeit hörte auf. Nein, nicht Elternwille hat das Recht, das Schicksal der Kinder aufzurichten oder zu zertrümmern, sondern auch die Kinder haben die Pflicht, sich selbst ihr Schicksal zu zimmern, wenn sie einsehen, daß es an dem Unvermögen oder an der Selbstherrlichkeit derjenigen, die über sie zu bestimmen haben, gebriecht.“